

HERDER-KORRESPONDENZ

Viertes Heft · Dezember 1946

Die brennende Sehnsucht der Väter nach der leiblichen Gegenwart des Verheißenen immer wieder bedenkend, werde ich betrübt und betroffen in mir selbst. Und jetzt verhalte ich kaum die Tränen — so sehr grämen mich Schlaffheit und Starrheit dieser erbärmlichen Zeiten von heute. Ja, wem von uns brächte wohl die Erweisung der Gnade so viel Freude, wie ihre Verheißung in den alten Heiligen Sehnsucht entzündete? Seht, wie viele werden sich freuen, wenn nächstens des Herrn Weihnacht gefeiert werden soll — aber ach, wäre es nur wirklich über die Weihnacht und nicht über die Eitelkeit!

Aus der zweiten Predigt über das Hohelied
des hl. Bernhard von Clairvaux

Flüchtlingsprobleme

Die Ausweisung der Ostdeutschen aus ihrer bisherigen Heimat und ihre Umsiedlung in die Zonen des restlichen Deutschland ist zu einem Ereignis geworden, das nicht nur für die Betroffenen — wenn auch für diese furchtbarer als für alle anderen, die es mitberührt — eine Katastrophe großen Ausmaßes darstellt: auch für Deutschland, auch für Europa als Ganzes kann dieser Vorgang zu etwas Katastrophischem werden. Denn er schafft Zustände, die fast unheilbar aussehen, qualvolle Zustände, gegen die man nur Augenblicksmaßnahmen zu ergreifen vermag, und die, hinter diesen verborgen, das ganze Maß der Erschütterung, die sie dem alten Europa bringen, vielleicht noch nicht wirklich erkennen lassen. 15 Millionen Heimatloser ohne Hab und Gut in schon ohnedies überbevölkerten Gegenden, in denen der Krieg zum Teil schwere Verwüstungen von Stadt und Land angerichtet hat: das ergibt Probleme, für die es keinen Präzedenzfall gibt. Man kann diesen Vorgang nicht mit dem Wandern der Völkerschaften zur Zeit des Unterganges der Antike vergleichen, weil die Lebens- und Besiedlungsverhältnisse damals von den heutigen allzu verschieden waren. Die Gegenwart ihrerseits kennt wohl Umsiedlungen größeren Stils — angefangen mit der Rückführung der 1½ Millionen aus Kleinasien ausgewiesener Griechen nach Griechenland nach Beendigung des griechisch-türkischen Krieges 1923: das bedeutete 28 Prozent der griechischen Ge-

samtbevölkerung. Aber keine von diesen war doch nur entfernt mit der jetzigen Umsiedlung zu vergleichen, die eine solche Millionenmenge am Ende des größten Zerstörungskrieges, den die Welt bisher erlebt hat, im Herzen Europas betrifft, an einer Stelle, die schon immer ein Gefahrenherd für den Weltfrieden war. Was soll, was kann daraus werden? Man fragt es sich voller Sorge.

Es ist ohne weiteres klar, daß eine solche Katastrophe nicht nur wirtschaftliche und sozialpolitische Probleme aufwirft, sondern ebenso sehr ethische und religiöse. Ein ungeheures Elend, das Millionen von Menschen betroffen hat und andere Millionen irgendwie in Mitleidenschaft zieht, muß ebenso innerlich wie äußerlich bewältigt werden; denn diese riesigen Ströme des Elends, die hier wie zerstörend über Europa hereinbrechen, sind in den Millionen einzelner, die von dieser Katastrophe erfaßt sind, zum einmaligen allerpersönlichsten Leiden geworden; und so ohnmächtig wir uns dem Ereignis als Ganzem gegenüber fühlen mögen, im einzelnen hat es das einfache menschliche Antlitz des Unglücks und stellt die Aufgaben, die Unglück eben stellt, sowohl dem vom Unglück Betroffenen als auch dem, der dem Unglücklichen begegnet.

In dieser Form sind die Heimatlosen selber vor die Aufgabe gestellt, ihr Schicksal zu bewältigen, die Bewohner des restlichen Deutschland aber, in das die Heimatlosen eingewiesen werden, diesen Unglücklichen zu helfen. Alle wissen das — ganz besonders aber müssen

es die Christen wissen, die auf beiden Seiten heute zu beweisen aufgerufen sind, daß sie wirklich Christen sind. Die Kirche selber ist sich der gewaltigen Aufgabe, die ihr gestellt ist, vollkommen bewußt: dieser vielschichtigen Aufgabe, einmal, sich selber als caritative Anstalt vorbildlich einzusetzen, dann die Unglücklichen zu stärken und ihnen Anleitung zu geben, wie sie ihr Schicksal als Christen tragen können, und schließlich, die ansässigen Christen in den Aufnahmegebieten zu ermahnen und zu belehren, damit sie nie vergessen, den Unglücklichen gegenüber als Christen zu handeln. Auch als Mittlerin und Fürsprecherin weltlichen Stellen gegenüber hat die Kirche sich oft genug einzusetzen.

Der Heilige Vater selber fehlt in diesen verschiedenen Bereichen nicht. Seine caritativen Spenden, die vor allem den Flüchtlingsgeistlichen zu Hilfe kommen, können naturgemäß nur als Zeichen dienen, Zeichen der Einbeziehung dieser neuen Not in die gewaltige Not der Welt, in die die päpstlichen Hilfswerke ihre Hilfsaktionen leiten. Die innere Not der Heimatlosen hat der Heilige Vater in verschiedenen seiner großen Ansprachen des letzten Jahres unter den schweren Schatten der Gegenwart aufgezählt und die Welt um Hilfe und Mitleid angefleht.

In seiner Weihnachtsansprache vor den Kardinälen 1945 sagte er, als er von der bleibenden Bedrohung durch Staatstotalitarismen sprach:

„Die Stärke eines totalen Staats! Grausame und blutige Ironie! Die ganze Oberfläche des Erdballs, rot vom vergossenen Blut dieser furchtbaren Jahre, klagt laut die Tyrannei eines solchen Staates an.

Das Gebäude des Friedens würde auf wankendem und immer bedrohlichem Grunde ruhen, wenn es diesem Totalitarismus kein Ende bereite, der den Menschen zu nichts weiter als einem Stein im politischen Spiel, einer Zahl in den wirtschaftlichen Berechnungen erniedrigt. Mit einem Federstrich ändert er die Staatsgrenzen; mit einer anmaßenden Entscheidung entzieht er einem Volk seine wirtschaftliche Basis, die doch immer ein Teil seines gesamten nationalen Lebens ist; mit einer schlecht verdeckten Grausamkeit jagt auch er Millionen von Menschen, hunderttausende von Familien in das hoffnungsloseste Elend, aus ihren Häusern, von ihrer Scholle, und entwurzelt und entreißt sie einer Zivilisation und Kultur, an deren Bildung ganze Generationen gearbeitet haben ... Alles das bildet ein System, das der Würde und dem Wohl des Menschengeschlechts widerspricht ...“

Auch in der Ansprache, die der Papst im Februar dieses Jahres vor den neuernannten Kardinälen hielt, gedachte er der Vertriebenen:

„Alle, die Völker und die Einzelnen, sind aufgerufen, zur Kirche zu kommen. Aber dieses Wort „Kommen“ weckt im Geiste keinerlei Vorstellung von Auswandern, von Verlassen der Heimat, jenen Deportationen, durch die die Regierungen oder die unerbittliche Gewalt der Ereignisse Völkerschaften aus ihrer Heimat und ihrem Heim vertreiben; es schließt nicht die Aufgabe wohl-

tätiger Überlieferungen, ehrwürdiger Sitten mit ein; nicht die dauernde oder wenigstens lange gewaltsame Trennung der Eheleute, der Eltern und Kinder, der Geschwister, der Verwandten und Freunde; nicht die Erniedrigung der Menschen in den demütigenden Zustand der „Masse“. Diese unheilvolle Art der Menschenverpflanzung ist heute leider immer häufiger geworden, aber auch sie ist in ihren alten und neuen Formen in mannigfacher Weise, direkt oder indirekt, mit den imperialistischen Tendenzen der Zeit verbunden. Das „Kommen“ zur Kirche erfordert diese trostlosen Verpflanzungen nicht, obwohl die Hand des barmherzigen und allmächtigen Gottes sich auch dieses Elends bedienen kann, um dessen Opfer zur Kirche, ins Vaterhaus zurückzuführen; immerhin hat nicht Sein Herz dies gewollt; er hatte dies nicht nötig, und der hl. Augustinus hat das sehr richtig ausgedrückt, als er schrieb: „Non enim de locis suis migrando venient, sed in locis suis credendo“ – denn nicht, indem sie ihre Heimat verlassen, werden sie kommen, sondern indem sie in ihrer Heimat glauben ...

Darum trägt [die Kirche] Sorge, das religiöse Leben in jeder Weise mit den Gebräuchen der Heimat zu verbinden, und sie kümmert sich mit ganz besonderer Hingabe um die, die durch Auswanderung oder Militärdienst von ihrer Heimat ferngehalten werden. Der Schiffbruch so vieler Seelen gibt dieser mütterlichen Besorgnis der Kirche in trauriger Weise recht und zwingt zu dem Schluß, daß die Sicherheit des Heimatbodens und die Anhänglichkeit an die Überlieferungen der Ahnen, die zur gesunden Integrität des Menschen unerläßlich sind, auch fundamentale Elemente für die menschliche Gemeinschaft darstellen.

Das „St.-Heinrichsblatt“, die Bamberger Kirchenzeitung, brachte im Sommer dieses Jahres ein „Gebet des Heiligen Vaters für die Flüchtlinge“ mit folgendem Wortlaut:

Jesus, allmächtiger und ewiger Gott, Du hast Dich gewürdigt, unsere Natur anzunehmen, Dich zu unserem Bruder und zum Tröster der Bedrängten zu machen. Wende einen Blick voll Gnade und Erbarmen auf die große Zahl derer, denen der Krieg den geliebten häuslichen Herd geraubt hat und die in bangster Sorge auf ihre unsichere, dunkle Zukunft blicken.

Der Glaube an Dich, dem sie in ruhigen und glücklichen Tagen anhängen, ist heute, da ein unsagbares Leid sie getroffen hat, mehr denn je ihr erhabenster Halt, ihre Hoffnung, ihr Trost bei jedem Schritt auf dem harten Leidensweg, auf den das Kriegsgeschehen sie gestellt hat.

Sohn des Himmlischen Vaters, Göttliche Weisheit! Du lenkst den Gang der Jahrhunderte und die Abfolge der Völker. Gebiete den Stürmen und Wettern, die den Frieden der von Dir erlösten Menschheit stören!

Bleibe bei uns Armen und Unglücklichen! Wirke und lebe mit uns, damit wir leben in Dir und damit Du jeden Augenblick unsere Stütze und unser Trost, unsere Gnade und unsere Tugend seiest, auch unsere Rechtfertigung und Verzeihung bei jedem Fehltritt,

den menschliche Schwachheit in uns herbeiführen mag. In den Armen Deiner heiligsten und liebenswürdigsten Mutter Maria, unter der wachenden Sorge Josefs, Deines keuschen Pflegevaters, wolltest auch Du einst Flüchtling sein. Schenke denen, die heute obdachlos umherirren müssen, jene unentwegte Gleichförmigkeit mit Gottes Willen, die damals das Leid Deiner Verbannung adelte und heiligte.

Du Herr aller Erdengüter konntest von Dir selbst sagen: Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel des Himmels haben ihre Nester — der Menschensohn jedoch hat nichts, worauf er sein Haupt legen könnte.

Laß alle, die sich, von unaussprechlicher Not bedrängt, aus ihren Heimen vertrieben sehen, aus dem Beispiel Deiner freiwilligen Armut die Gotteskraft und den Christenmut schöpfen, um mit verdienstvoller Geduld und Haltung die Bitterkeiten ihres ins Leid gestoßenen Lebens zu tragen.

Herr, im Namen und in Verbundenheit mit allen jenen, die der schaudervolle Krieg in Trauer, Elend und Not versetzt hat, flehen wir zu Dir mit dem Gebet der heiligen Liturgie:

„Zeige, o Herr, in Deiner Güte an uns Deine unaussprechliche Barmherzigkeit! Nimm von uns alle Sünden und errette uns von den Strafen, die wir dafür verdienen. Amen.“

Am 29. Juni dieses Jahres hat der Papst an die deutschen Ostflüchtlinge auch ein eigenes Handschreiben in deutscher Sprache gerichtet, in dem es heißt:

„Unsere geliebten Söhne und Töchter, die in so leidvollen Umständen ihre Heimat verlassen mußten, ermahnen Wir, nicht wankend zu werden im Vertrauen auf Gott, der in seiner Allmacht und Liebe auch das Schwerste zum Besten zu lenken vermag, und erteilen ihnen als Unterpand der überreichen Erbarmung des Erlöserherzens in väterlicher Teilnahme den Apostolischen Segen.“

Daß sich der Heilige Vater der besonderen Lage dieser heimatlosen Millionen durchaus bewußt ist, äußert sich auch darin, daß er den (selber ausgewiesenen) Bischof von Ermland, Maximilian Kaller, zum besonderen „Flüchtlingsbischof“ ernannt hat. Es muß aber betont werden, daß die Flüchtlinge keineswegs Fremde und Ausgesonderte in ihren neuen Diözesen bleiben sollen; doch auch als Christen haben sie so besondere Probleme zu bewältigen, so andere Probleme als ihre „Gastgeber“, daß sie eine eigene seelsorgerliche Betreuung brauchen, die nun auch in einem eigenen Bischof gipfelt (vergleichbar einem Armeebischof).

Man kann vielleicht sagen, daß es einer Katastrophe wie dieser gegenüber drei menschliche Haltungen gibt, da die vierte, die der direkten Empörung, wegen ihrer völligen Sinnlosigkeit, wie gegenüber einer Naturkatastrophe, wegfällt. Die eine ist die der Ergebung, der geduldigen oder hoffnungslosen oder stumpfen Ergebung. Die zweite ist die, einen Sündenbock für alles Elend zu suchen. Die dritte ist die christliche Zustimmung zu dem Leiden als Buße oder Sühne für eigene oder fremde Schuld. Alle drei Haltungen

finden sich bei den Ostflüchtlingen, in dem Verhältnis, das sich bei der menschlichen Natur erwarten läßt. Aber jene Haltung, die in solchen Katastrophen zunächst einmal vorzuherrschen pflegt, die der hoffnungslosen Ergebung, hält, ihrer Natur nach, nicht an. In ihr brütet schon die Auflehnung gegen das Geschick, die Explosion der Verzweiflung — wenn nicht ein Ausweg gefunden wird: Arbeit, ein neuer Anfang, eine nicht völlig illusorische neue Hoffnung. Der Vorgang dieser Ausweisungen im Verein mit dem vorangegangenen Krieg zwischen Millionenheeren hat es jedoch mit sich gebracht, daß ein sehr großer Teil der Heimatlosen aus arbeitsunfähigen alten und kranken Menschen besteht, die alleinstehen, ohne Familie, und für die es irgendwelche irdische Hoffnung überhaupt nicht mehr geben kann, es sei denn die auf Güte und Hilfe bei barmherzigen Fremden. Gewiß, diese sind auch kein Explosivstoff: ihr Schicksal hat keine politische Seite, es ist nackte menschliche Not. Die Jüngeren, Gesunden, und auch die jetzt noch schwachen Kinder werden aber früher oder später die Geduld verlieren und Kräfte in die Waagschale werfen: gut — oder böse.

Überall hier sind ethisch-religiöse Kräfte nötig, wenn das schon vorhandene Unglück nicht ins Unermeßliche anwachsen soll. Ein Teil der Heimatlosen sind gläubige Christen: sie wissen wohl um das Fundament, das sie tragen kann; aber auch sie werden nur zu oft mit ihrem Schicksal nicht fertig, und ihre innere Hilfsbedürftigkeit ist oft sehr groß, zumal ihre Kirche sie häufig nur ganz unzulänglich betreuen kann. Die Priester sind nicht zahlreich genug, und die Zuweisungen haben oft Katholiken in protestantisches Land, Protestanten in katholische Gegenden verpflanzt, wo sie sich um so fremder fühlen. So reichen denn die Kräfte der katholischen Geistlichen und der helfenden Laien nicht einmal für ihre eigene „Herde“ aus — über diese hinaus sich auch an die „anderen“ zu wenden, auch ihnen in inneren Nöten Hilfe zu bringen, daran können sie nicht denken. Die Berichte, die etwa der „Kirchlichen Hilfsstelle für Ostflüchtlinge“ vorliegen, zeichnen diese Situation ganz deutlich ab: caritative Hilfe wird allen gewährt in gemeinsamer Arbeit mit allen anderen Hilfsorganisationen; aber die Trostworte und die Ermahnungen der Seelsorger wenden sich fast nur an die „Gläubigen“. All die Mahnungen an die Flüchtlinge, die Schuld an den Schwierigkeiten beim Einleben in die neue, aufgezwungene Heimat nicht nur bei den anderen, den Alteingesessenen, Beheimateten, Unaufgestörten zu suchen; all die dringenden Ermahnungen an die Ansässigen, sich als Christen zu erweisen, Barmherzigkeit und Geduld zu üben: sie alle wenden sich nur an das Kirchenvolk und werden von keinem anderen gehört (was natürlich nicht heißen soll, daß kein anderer sie aus eigenem Antrieb befolgt).

Wo der christliche Glaube nicht mehr lebendig ist, muß die Not des Flüchtlings mit rein menschlichen Kräften bewältigt, muß der Egoismus des Ansässigen mit rein menschlicher Güte überwunden werden. Wird das möglich sein?

Unter den Argumenten, die in den christlichen Ermahnungen immer wiederkehren, sind natürlich auch solche rein menschlicher Natur, die für alle gelten. Die „Kirchliche Hilfsstelle für Ostflüchtlinge“ hat „Gedanken zum Flüchtlingsapostolat der Sudetendeutschen“ von A. Anderle vervielfältigt, die dieses moralische Minimum, diesen untersten Unterbau, den die Heimatlosen nötig haben, um durchzuhalten, sehr gut formuliert: „Ich glaube, vorläufig dürfte man zufrieden sein, wenn man alle Ausgewiesenen so weit hätte, daß sie sich sagen: „Durch müssen wir! Ändern können wir mit unserer und der Hilfe guter Freunde herzlich wenig. Also wäre es unklug, dieses „Durchmüssen“ durch eigene fehlerhafte Einstellung und Haltung zu erschweren. Kopf hängen lassen schadet mir und andern und raubt den Blick für die Realitäten, für die Vorteile, die sich auch in meiner Lage immer wieder ab und zu ergeben.“ „Dieser wahrlich gute Standpunkt“, so fährt A. Anderle fort, „kann in religiöser Richtung vertieft werden.“ „Wir müssen uns klar sein“ — heißt es dann weiter —: „bei Leuten, die wohl getauft wurden, aber eigentlich vom Glauben nicht viel wußten, ihn deshalb nicht schätzten und nicht nach ihm lebten, ist religiöse Einwirkung oft eine Art der Bekehrung ... Meist brennt die Frage allein auf der Seele: „Warum läßt Gott dieses Leid über uns kommen, die wir uns doch persönlich meist nicht so schuldig fühlen, um die Ereignisse als persönliche Strafe zu empfinden.“

Auf diese Frage gibt es überhaupt keine natürliche Antwort, am wenigsten, wenn sie noch schärfer formuliert wird: „Warum wir? Warum hat es nur uns getroffen und nicht die anderen“ — „Warum muß allein der deutsche Osten büßen für die Schuld des gesamten deutschen Volkes? Wir sind doch nicht mehr schuld als die anderen!“ In tausenden von Gesprächen, von Briefen, von Berichten der Flüchtlinge wiederholt sich diese Frage, die für den natürlichen Menschen vollkommen unerträglich ist, die ihn zur Verzweiflung an aller Gerechtigkeit, allem Sinn im Leben bringt, und auf die er nur zu oft mit der Leugnung jeder ordnenden Macht über den Geschicken antwortet: der Mächtigere zerschlägt den Schwächeren, wo er ihn eben erreichen kann, und das ist die ganze Erklärung der Geschichte.

Und nun tritt wieder die „andere Seite“ auf den Plan: nun erst kommt die ganze Verantwortung der Ansässigen in den Aufnahmegebieten wirklich zum Vorschein, die nicht nur das materielle Elend der Flüchtlinge, ihr Verlassenheitsgefühl, ihre Mutlosigkeit, die sie doch gleichsam für sie mittragen, verzehnfachen können, sondern ihnen auch den letzten Glauben an Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und damit an einen Sinn des menschlichen Lebens überhaupt und an Gott nehmen können. Ganz besonders liegt hier die Verantwortung der Christen. Wenn der Unglückliche — diese Millionen von Unglücklichen — wirklich nur dazu da ist, fortgewiesen oder ausgenutzt zu werden und man ihm nur das Schlechteste gibt, weil es „für so einen“ noch gut genug ist; wenn jener ferne Gott im Himmel nicht einmal für seine Gläubigen Wirklichkeit genug besitzt,

daß sie ihm zuliebe die Armen ehren und für sie Opfer bringen, ihm zuliebe an der Buße des deutschen Volkes teilnehmen wollen — dann existiert er wohl nicht! Diese Schlußfolgerung ist nur zu begreiflich. Der Christ, der sich hier also nicht als Christ erweist, leugnet in einer furchtbar folgenschweren Weise Gott. Keine der geistlichen Ermahnungen der Einheimischen in den Aufnahmegebieten versäumt denn auch, jenes grundlegende Wort Christi zu zitieren: „Was immer ihr einem dieser geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“ (Matth. 25, 40).

Es gibt aber auch eine Art Hilfsbereitschaft, die mehr schadet als gut macht, eine oberflächliche, optimistische Selbstgefälligkeit, bei der der Helfende sich edel beschwingt fühlt und den geringsten Dank des Empfangenden umstilisiert in die tiefste Dankbarkeit — und doch hat er in Wahrheit fast nichts geleistet, nur einen Tropfen auf einen heißen Stein gegossen, kein Opfer gebracht, sich selber nichts entzogen und dem Unglücklichen nur zum Bewußtsein gebracht, wie arm er ist, daß er selbst hierfür schon danken muß. Man müßte vor allem die Jugend davor warnen, sich so billig von ihren größten Christenpflichten loszukaufen. Junge Mädels aus einer süddeutschen Stadt haben z. B. frohlockend über ihre „Flüchtlingshilfe“ berichtet: sie haben Spielzeug verfertigt und eine Weihnachtsbescherung gemacht; „Nun kam die Verteilung der Gaben. Die Kinder konnten es kaum fassen, daß das Christkind nun doch den Weg zu ihnen gefunden hatte. Die vielen seligen Kinderaugen haben unsere Mühe reichlich gelohnt ... Beschert wurden insgesamt 110 Kinder mit je einer Tüte Kleingebäck, drei Spielsachen und zwei Wäsche- oder Bekleidungsstücken. 20 Erwachsene wurden mit Bekleidungsstücken und Schuhen bedacht, 20 Jugendliche mit Büchern und Gesellschaftsspielen. Zehn Müttern konnten wir je eine vollständige Säuglingsausstattung geben“ — und sicher ist das alles sehr schön und für die Beschenkten sehr willkommen; aber die jungen Helfer müssen wissen, daß das dennoch alles nichts ist; haben sie doch auch nur Fetzen, Gerümpel und Plunder zu ihren Spielsachen verarbeitet, nur alte Wollfädchen zu Handschuhen, und noch nicht, wie der vollkommene Christ, von zwei Mänteln den einen abgegeben!

Öffentliche Hilfsaktionen sind selbst im geringsten Umfang immer sehr begrüßenswert. Aber es ist dem Ernst der Lage unangemessen, wenn die Errichtung von 120 Wohnungen in folgender Weise bejubelt wird: „Die aus dem Osten vertriebenen deutschen Familien haben zwar ihr gesamtes Hab und Gut, das ganze Geschlechter ehrlich erarbeiteten und das sie heilig hielten, verloren, nicht aber ihr hohes, von den Vätern ererbtes Geistesgut. Dieses ja war es, was sie vor Jahrhunderten im Osten bauen ließ. Dieses aber wird es sein, was die harte Not der Stunde sie meistern lassen wird. Schon regen sich die Hände und die Herzen im Vertrauen auf Gott, mit dem, altem Brauch gemäß, jedes neue Werk begonnen wird. Ein Beispiel dafür ist die erste geschlossene Flüchtlingssiedlung ... Flüchtlinge

haben eine gemeinnützige Genossenschaft gegründet. Diese errichtet ein Gemeindewesen, das zunächst 120 Wohnungen aufnimmt . . .“

Wir können nicht mehr tun, als solche winzigen Anfänge schaffen, Augenblickshilfe leisten, einzelne, ganz geringe Taten tun; aber wir müssen wenigstens wissen, daß dies nur ein Beginn ist, daß eine lange, unermüdlige, selbstlose Kraft eingesetzt werden muß, wenn wir uns hier als Christen erweisen wollen. Helfen ist gut — aber nicht erlahmen im Helfen, das ist die große Kunst.

Und doch, was ist selbst dann getan? Entsetzliches seelisches Leid und furchtbare Zukunftssorgen bleiben und lassen sich mit nichts vertuschen. „Das Elend ist wahr und wahrhaftig“, sagt auch Reinhold Schneider über die Flüchtlingsnot, „es sagt uns, wie es mit dem Menschen steht, daß er angewiesen ist auf Gott“. In der chaotischen Welt der Gegenwart sind die Möglichkeiten, mit den wirtschaftlichen, sozialen und politischen Problemen dieser Verschiebung von 15 Millionen Menschen und mit dem gesamten, völlig neuen Zustand der Länder zwischen Oder und Rhein fertig zu werden, nicht zu berechnen. Aber in religiöser Sicht ist es gewiß, daß diese Zustände nur bis zum Äußersten eben die Lage des Menschen, seine Unsicherheit, sein Elend klarmachen, alles bestätigen, was der Christ vom Menschen auf Grund seines Glaubens weiß, so daß er der Einsichtige ist, der einzige, der wirklich erkennt, was diese Zustände vom Menschen fordern. Er weiß, daß er als Leidender am Leiden der gefallenen Schöpfung, doch auch am erlösenden Leiden Christi teilnimmt, und daß er im leidenden anderen ebenfalls wieder Christus begegnen muß. Wenn diese Forderung erfüllt würde, so wäre auch das Verhängnis im letzten Grunde gemeistert.

Ökumenische Nachrichten

Bei einem *ökumenischen Gottesdienst* in Berlin hat der französische Militärgeistliche Pastor Georges Casalis von der furchtbaren Gefahr gesprochen, in der die Welt bei einer weiteren Beschleunigung von Wissenschaft und Technik schwebt und der gegenüber nur eine völlige Neuorientierung retten kann. Er zeigte die beiden einzigen Möglichkeiten auf, die es gebe: Entweder sich des Hasses zu entledigen und in der Liebe die Quelle all unseres Lebens und Handelns zu sehen, oder auf die Liebe zu verzichten. Die erste führe die ganze Welt zum Leben, die zweite zum Tode. Dabei erfaßt P. Casalis den Begriff der Liebe aus dem christlichen Glauben und seinem Urbild Christus: Liebe nicht nur als Erwidern einer Zuneigung, auch nicht als Mitleid angesichts der Ruinen und Not, auch nicht auf Kosten der Gerechtigkeit oder als „Leichentuch der Wahrheit“, sondern Liebe denen gegenüber, die nicht liebenswert sind, auch von Volk zu Volk. . . Angesichts des Kreuzes wird das, was einigt, stärker als das, was trennt. In konkreter Weise wurden die Gedanken des franzö-

sischen Geistlichen von allen vier im ökumenischen Gottesdienst amtierenden Geistlichen verwirklicht: von Universitätsprofessor Pfarrer Heinrich Vogel, Padre Reginald Bridle von der anglikanischen Kirche und Pfarrer Eberhard Bethge. Ein russischer Geistlicher war an der Teilnahme verhindert.

Der bisherige holländische Ministerpräsident Schermerhorn, der der Arbeiterpartei angehört und gläubiger Protestant ist, sprach vor einem Auditorium der katholischen Universität Löwen. Er führte in seiner Ansprache aus, daß heute gegenüber den Vertretern des Materialismus die Zusammenarbeit aller positiven Christen unerlässlich sei. Angesichts der Bedrohung unserer Kultur durch die Kräfte des Materialismus müßten sich die christlichen Kräfte reaktivieren, oder das Schicksal unserer Kultur sei besiegelt. An die Katholiken richtete er die besondere Bitte, sich im Interesse der neuen Aufgaben vom Konservativismus der Vergangenheit loszulösen.

Vom 10. bis 20. August dieses Jahres tagte in der Nähe von Genf das *Generalkomitee des protestantischen Allgemeinen Christlichen Studentenverbandes*. 27 Nationen waren vertreten. Sie haben folgende Entschlüsse gefaßt:

Die nationalsozialistischen und faschistischen Diktaturen haben durch ihr System der Gewalt, der Rechtsvergewaltigungen, der Härten, der bestialischen Grausamkeiten, des Rassenstolzes, durch ihren Anspruch auf die Herrschaft eines Volkes über seine Nachbarn den anderen Nationen unermessliche Leiden gebracht. Sie haben eine unübersehbare Zahl von Einzelnen und Familien um ihre Freiheit, ihr Hab und Gut und ihr Leben gebracht; sie haben die Zerstörung der Friedensindustrien und den Niedergang der wirtschaftlichen Blüte verursacht. Dadurch haben sie das Vertrauen zwischen den Völkern von der Wurzel aus vernichtet.

Von allen Seiten hat sich eine Woge von Haß, von Auflehnung, von Entrüstung erhoben, die sich in einer schweren Anklage gegen die Völker äußert, die diese Dinge nicht nur geduldet, sondern aktiv an ihrer Unterstützung und Entfaltung teilgenommen haben.

Diese Tatsachen bilden im gegenwärtigen Augenblick — und vielleicht noch für eine längere Zukunft — eine ernste Gefährdung der Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen Nationen innerhalb des Verbandes. Andererseits darf man nicht vergessen, daß andere Völker ebenfalls ihren Teil an der Verantwortung für die Entwicklung und die schrecklichen Folgen der totalitären Systeme tragen. Wir wollen in diesem Zusammenhang vor allem an die Vernichtung der nationalen Unabhängigkeit und die Deportation der Völker, die gegen ihren Willen in den Kampf der Großmächte mit hineingerissen worden sind, erinnern: durch ihren Egoismus, ihre Passivität, ihren Opportunismus, ihren Mangel an Einigkeit und Vorausblick haben sie zugelassen, daß sich diese verhängnisvolle Macht entwickelte. Zudem muß man auch begreifen, daß die Ge-